

Karl Holl: Ludwig Quidde (1858 –1941). Eine Biografie.

Düsseldorf: Droste 2007 (Schriften des Bundesarchivs 67), 648 S.

Gustav Stresemann (1926), Ludwig Quidde (1927), Carl von Ossietzky (1935) und Willy Brandt (1971). Das sind die vier Träger des Friedensnobelpreises, die Deutschland hervorgebracht hat. Während der frühere liberale Reichskanzler Gustav Stresemann und erst recht der vielen Zeitgenossen in Erinnerung gebliebene Sozialdemokrat und Bundeskanzler Willy Brandt jedem politisch Interessierten ein Begriff sein dürfte, Carl von Ossietzky als Opfer des Nationalsozialismus Bestandteil der – wenn es sie denn gibt – kollektiven Erinnerung ist, fällt wohl nur einer Minderheit etwas zu Ludwig Quidde ein. Ihn hat die Verleihung des Friedensnobelpreises nicht vor dem Vergessenwerden bewahrt.

Dem inzwischen emeritierten Professor für Neuere deutsche Geschichte und deutsche Zeitgeschichte an der Universität Bremen kommt deshalb das Verdienst zu, dass er mit seiner umfassenden Biografie zu Ludwig Quidde das Lebenswerk eines Mannes der Vergessenheit entreißt, in dessen bewegtem und unruhigen Leben sich der Umbruch der deutschen Gesellschaft zwischen der Zeit vor der Reichsgründung und der Katastrophe des nationalsozialistischen Terrors spiegelt.

Am 23. März 1858 wurde Ludwig Quidde in Bremen geboren. Am 5. März 1941 erlag er in Genf einer Lungenentzündung. Dazwischen liegen beinahe 83 Lebensjahre, in der sich der hanseatische Kaufmannssohn als verdienter Historiker, als überzeugter Demokrat, kämpferischer Friedensaktivist und in allem als Überzeugungstäter im positiven Wortsinn erwies.

Als erfolgreicher Historiker, der vor einer viel versprechenden Karriere stand, konnte und wollte er sich einer Meinungsäußerung zum wilhelminischen Militarismus und Byzantinismus nicht enthalten. Mit der Veröffentlichung seiner Satire »Caligula, eine Studie über Cäsarenwahnsinn« führte er 1894 seinen Zeitgenossen ein Kaiserbild vor Augen, das nicht nur den kritischen Beobachtern Kaiser Wilhelms II. weniger als Ausflug in die römische Antike als vielmehr als politisch unkorrekter und unerwünschter Kommentar zur aktuellen Situation des Kaiserreiches und ihrem Personenkult erscheinen musste. Als preußischer Professor, der er als Leiter des Preußischen Historischen Instituts in Rom geworden war, erwies sich Quidde damit als nicht mehr tragbar. Bis in die wirtschaftlich unsteten 1920er Jahre erlaubte ihm seine gutbürgerliche Herkunft und ein damit verbundenes Erbe jedoch eine

materielle und politische Unabhängigkeit, die ihn auch mit dem beruflichen Auskommen als Mitarbeiter der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München leben ließ.

Als Wahlmünchner gehörte er wohl zum Kreis jener Kräfte, die die bayerische Landeshauptstadt – um die dort gängige missbilligende Bezeichnung der einheimischen Zeitgenossen zu verwenden – als »Nordlichter« leuchten ließen. Quidde verschrieb sich der linksliberalen Deutschen Volkspartei und war für sie vor dem 1. Weltkrieg im Münchner Kommunalparlament tätig. In der Kammer der Abgeordneten des Bayerischen Landtages schloss er 1907 sich als einziger dezidiert liberaler Demokrat der überwiegend nationalliberal geprägten liberalen Vereinigung an.

Im Mittelpunkt seines politischen Lebens stand jedoch nach 1892, dem Jahr als er sich der Münchner Friedensvereinigung anschloss, der Einsatz für pazifistische Ziele. »In Quiddes politischer Überzeugungswelt (...) kam ein Pazifismus zur Geltung, der weltbürgerliche Ideale mit Patriotismus zu verbinden vermochte und der deshalb den Krieg dann und nur dann bejahte, wenn die Verteidigung der Nation ihn erforderte.« (S.106) In diesem Sinne trat er im Geist der Aufklärung von Immanuel Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« für den friedlichen Ausgleich unter den Völkern ein, an dem mitzuwirken die ethische Pflicht jedes einzelnen sei.

Schon 1902 war Quidde stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft, für die er in den Augen seiner Kritiker bald »als Handlungsreisender in Artikeln der Friedensbranche« (S. 113) national und international tätig wurde. Sein Streben nach Rüstungsbeschränkungen freilich blieb ohne Erfolg. Es steht für eine gewisse Tragik der Bemühungen Quiddes, dass der Pazifismus mit etwa 5000 erfassten Anhängern im Jahr 1914 (S. 172) allenfalls als eine marginale Ergänzung einer insgesamt auf die Verklärung Bismarck'scher Machtpolitik orientierten politischen Szenerie erscheinen musste. Für die Verständigungspolitik Quiddes blieb der politische Boden in Deutschland unfruchtbar.

Quidde ließ sich davon nicht beirren. Er stand in engem Austausch mit Exponenten der internationalen Friedensbewegung, die er selbst dann noch aufrecht zu erhalten suchte, als der 1. Weltkrieg die Friedenshoffnungen beendete.

Die Kriegsbegeisterung machte vor den Liberalen nicht halt. Zusehends sah sich Quidde an den Rand gedrängt. Dennoch gelang es ihm 1915 bei Reichskanzler Bethmann Hollweg persönlich für internationale Verständigung zu werben. Holl schildert eindrücklich, wie Quidde sich immer wieder in der Minderheit gegenüber einer vorherrschenden Meinung sah, dabei aber stets seinen Prinzipien treu blieb.

Als Mann des Ausgleichs stand er gegen Radikalismus von links wie auch rechts. Nach dem Ende des Weltkriegs und der Monarchie gründete er die

Deutsche Demokratische Partei mit, verzichtete aber auf sein Mandat im neu gewählten Bayerischen Landtag, um als Mitglied der Verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar für die neue deutsche Republik zu wirken. Als einer der wenigen sprach er sich etwa gegen die Todesstrafe aus.

Schon bei der Reichstagswahl 1920 verlor die Weimarer Koalition ihre Mehrheit. Für die DDP war das ein Desaster. Auch Ludwig Quidde verlor sein Mandat. Das war das Ende seiner parlamentarischen Tätigkeit.

An der Spitze der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG), der er bereits seit 1914 vorgesessen hatte, konnte er seinen Einfluss selbst dann noch wahren, als die Weimarer Republik in Agonie verfiel. Er war innerhalb der zahlreichen Organisationen, die sich um den Frieden bemühten, vor allem als Vermittler gefragt. Darüber hinaus war er zusehends das internationale Aushängeschild der deutschen Friedensbewegung. Selbst dann noch, als sich vor dem Hintergrund allgemeiner Radikalisierung für seine ausgleichende Art kaum mehr Verständnis ergab. 1929 schied er aus der Führung der DFG aus, die kurz darauf ruhmlos unterging.

In den letzten Lebensjahren verschlechterten sich seine materiellen Umstände erheblich. Diese Situation gefährdete seine Aktivitäten für die Friedensgesellschaft unmittelbar. Bemühungen, sich ein seiner Qualifikation entsprechendes Auskommen zu verschaffen, waren nicht von Erfolg gekrönt. Durch glücklose Finanzgeschäfte wurde auch er Opfer von Inflation und Weltwirtschaftskrise. Zum 70. wie auch bei seinem 80. Geburtstag griffen ihm Gönner durch eine Ehrengabe unter die Arme. Als ihm am 29. November 1927 gemeinsam mit Ferdinand Buisson, dem französischen Mitglied des Internationalen Friedensbüros, der Friedensnobelpreis verliehen wurde, verschaffte ihm das Preisgeld nur eine kurze Atempause.

Schon zuvor gestaltete sich Quiddes Verhältnis zur einflussloser werdenden linksliberalen DDP schwierig. Mit einem Liberalismus, der in seinen Wurzeln eines emanzipatorischen später auch integrativen Nationalismus am Ende der Weimarer Republik kaum mehr vom chauvinistischen Nationalismus zu unterscheiden war, konnte er nichts anfangen. Er war ein geachtetes, letztlich aber einflussloses Mitglied. Die aus DDP und Jungdeutschen Orden gebildete Deutsche Staatspartei wies dem Pazifisten schließlich die Tür.

Quidde blieb den nationalistischen Kräften schon wegen seiner Kritik an der Reichswehrpolitik suspekt und war bereits 1923 Angriffen des nationalsozialistischen Völkischen Beobachters ausgesetzt, der ihn als »Münchens politischen Obereunuch« verhöhnte (S. 346). Quidde flüchtete am 18. März 1933 vor der drohenden Verfolgung in die Schweiz, um sich von dort aus selbst unter prekären persönlichen Verhältnissen und leider nur mit bescheidenem Erfolg für seine pazifistischen Freunde in Deutschland und den von den Nationalsozialisten bedrohten Nachbarländern einzusetzen.

Karl Holl hat dem »unermüdlichen Friedensspazifisten« (S. 545) Ludwig Quidde mit seinem Buch einen Gedenkstein gesetzt. Quiddes großes Lebenswerk findet seinen Niederschlag in einem Buch, das aus der Kenntnis jahrzehntelanger Forschungsarbeit schöpft, und selbst den Privatmann Quidde und dessen zeitlebens schwierige Ehe nicht ausspart.

Gleichzeitig ist Karl Holls Buch insbesondere dort, wo er umfangreich in die Geschichte der Liberalen und besonders der Friedensbewegung eintaucht, ein bemerkenswerter Ausweis wissenschaftlicher Akribie. Sie wirkt auch dann nicht weniger beeindruckend, wenn er die Aufmerksamkeit seiner Leser durch besondere Detailtiefe herausfordert.

Karl Holls großes Werk würdigt das vorbildliche Opus Magnum, das das Leben Ludwig Quiddes darstellt. Es kann einen Beitrag leisten, einen der leider viel zu wenigen friedliebenden Demokraten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerade im Jahr seines 150. Geburtstages seiner weitgehenden Vergessenheit zu entreißen.

Berlin

Helmut Metzner

Michael Maurer: Eberhard Gothein (1853-1923). Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2007, VII u. 401 S.

Der von dem Jenaer Kulturhistoriker Michael Maurer porträtierte Eberhard Gothein war ein außergewöhnlicher Wissenschaftler. In der Wissenschaftsgeschichte ist der Name des Historikers und Nationalökonomen allenfalls durch die sogenannte Gothein-Schäfer-Kontroverse geläufig. Dieser Gelehrtenstreit über die Rolle von politischer und Kulturgeschichte gilt als eines der Vorfechte des Lamprechtstreits, der nur wenige Jahre später ausbrach. Aber jenseits dieser Episode der Wissenschaftsgeschichte bewegt sich die Biographie über Eberhard Gothein in weitgehend unvermessenem Terrain.

Der gebürtige Schlesier studierte an der Heimatuniversität Breslau und wurde dort auch von Wilhelm Dilthey mit einer verfassungs- und wirtschaftshistorischen Arbeit über den »Gemeinen Pfennig auf dem Reichstage von Worms« 1877 promoviert. Nur ein knappes Jahr später folgte die Habilitation am gleichen Ort über das Thema »Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation«. War der behandelte Zeitraum beider Qualifikationsschriften ähnlich, so differierten Inhalt und Methode erheblich. Denn Gothein legte in seinem zweiten Buch, so Maurer, eine »Mentalitätsgeschichte des deutschen Volkes um 1500« vor (31). Damit hatte er bereits eine erstaunliche methodische Breite gezeigt, die in seinem späteren Werk ganz ausgeprägt hervortrat. Beruflich stand dem jungen Gelehrten angesichts des damals (wie heute) herrschenden Privatdozentenstaus eine längere Wartezeit auf eine Professur bevor. Doch Gothein hatte das Glück, seine weitere Forschungstätigkeit durch unterschiedliche Geldgeber finanziert zu bekommen. Mit Geldern des preußischen Kultusministeriums reiste er nach Süditalien, später förderte die Badische Historische Kommission seine Forschungen im Schwarzwald. Durch seine wirtschaftshistorischen Arbeiten wurde die sog. jüngere historische Schule der Nationalökonomie auf ihn aufmerksam. Auf Initiative von Lujo Brentano und Friedrich Knapp habilitierte sich Gothein 1884 nach Straßburg um. Nach nur kurzer Zwischenstation im Elsass wurde er 1885 an die Technische Hochschule Karlsruhe berufen, und zwar nicht auf einen historischen, sondern auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie. Von hier aus wechselte er, dem zweiten Fach halbherzig treu bleibend, nach Bonn, bevor er schließlich von 1904 bis zu seinem Tod in Heidelberg lehrte.